

I. 223. (A.a.15.)

Annemarie Wiegand

Freiburg-Opfingen

Als der Marokkaner Französisch hörte, strahlte er

*Frau Wiegand kehrte 1945 mit 21 Jahren ins zerbombte **Freiburg** zurück und erlebt das Heranrücken der Front. „Die Nächte waren voll Angst. Der Kanonendonner von der Front am Rhein kam immer näher.“ Am **21. April** verbreitete sich Nachricht, die Franzosen stünden im **Stadtteil Zähringen**. Am **22. April** Konfrontation mit einem Marokkaner: Durchsucht mit gezogener Pistole die Wohnung in der Dreikönigstraße nach deutschen Soldaten. Später kommen mehrere Soldaten mit Gewehren. Auf der Straße wird sie von einem „baumlangen Neger“ ins Gesicht geschlagen. Sonst positive Begegnungen mit den Franzosen. Eine Dame besorgt der kranken Mutter Kaffee. Im übrigen Schilderungen der Nachkriegszeit: Lebensmittelkarten, Hamstern, Hunger.*

Anfang April 1945 kamen wir nach Freiburg zurück. Wir hatten beim Angriff im November 1944 in der Wenzingerstraße gegenüber dem Bahnhof gewohnt. Vier Häuser waren schwer beschädigt und nicht mehr bewohnbar stehen geblieben. Auf Umwegen fuhren wir, nachdem wir zuerst in Gutach im Haus der Urgrosseltern meiner Mutter bei Verwandten Unterschlupf gefunden hatten, kurz vor Weihnachten zu meiner älteren Schwester nach Säckingen, die dort verheiratet war. Wir konnten sie erst von Gutach aus verständigen, dass wir noch lebten. Anfang April kam dort das Gerücht auf, wer nach dem Angriff Freiburg verlassen hat, darf nach Kriegsende nicht mehr zurück in die Stadt.

Ob bei neuerlichen Angriffen auf Freiburg, von denen man hörte, auch die vier stehen gebliebenen Häuser noch zerstört worden waren, wussten wir nicht, aber wir wollten zurück in die Stadt in der Hoffnung, noch etwas von unserer Einrichtung retten und irgendwo wieder wohnen zu können. Nach stundenlangen Fahrten auf offenem Lastwagen kamen wir dann in Freiburg an. Gottlob standen die Häuser noch, aber bewohnbar waren sie nicht. Die Fensterhöhlen waren nur mit Brettern vernagelt - zum Schutz vor Einbrechern.

Wir kamen dann notdürftig im Elternhaus meiner Mutter in der Dreikönigstraße unter. Im 1., 3. und 4. Stock wohnten Geschwister meiner Mutter, im 2. Stock zwei ältere Damen. Wir schliefen im 2.Stock vor dem Glasabschluss, dem ehemaligen Schlafzimmer von zwei Brüdern meiner Mutter. Der älteste war als Arzt in Russland gewesen und schwer krank schon wieder daheim. Der jüngere war in Russland geblieben.

Die Nächte waren voller Angst. Der Kanonendonner von der Front am Rhein kam immer näher. Gekocht hatten wir im 4. Stock, da die Wohnung noch leer stand. Mein Onkel war noch eingezogen. Seine Frau und Tochter hatten die Stadt nach dem Angriff verlassen, um irgendwo außerhalb Freiburgs Unterschlupf zu suchen. Ob sie noch lebten, wussten wir nicht.

Die Front rückte immer näher. Meine Cousinen und ich hatten, kurz bevor die Franzosen kamen, noch Verschiedenes - Fotoapparat, Schmuck und was sonst als Beute in Frage kommen könnte - hinter dem Dachsparren versteckt.

Dann hieß es plötzlich, die Franzosen sind schon in Zähringen. Es war der 21. April. Dann kam das Geräusch von Panzerwagen immer näher. Wir waren alle im Erdgeschoss versammelt, hatten Angst, was die nächsten Stunden und Tage bringen würden.

Im 2. Stock waren zwei elsässische Herren, die dienstverpflichtet waren, einquartiert. Die beiden Herren gingen aus dem Haus, um die Lage auszukundschaften. Sie kamen kurz zurück und sagten uns, dass Ecke Zasius- und Scheffelstraße französische Truppen mit Panzern stünden. Sie hatten dort Halt gemacht, da ein Weiterkommen nicht möglich war. Kurz hinter der Dreikönigstrasse über der Zasiusstraße lagen noch die Trümmer eines Hauses, das nach dem Großangriff noch von Bomben zerstört worden war. Dann verließen uns die beiden Herren wieder, um sich zu den Franzosen zu gesellen. Später kam der eine Herr zurück und erzählte uns, dass er einen Bekannten aus seinem Heimatort getroffen habe. Die Nacht war nach meiner Erinnerung ruhig.

Anderntags, ich hatte gerade unser Schlafzimmer aufgeräumt und auf dem Flur mit der einen alten Dame ein paar Worte gewechselt, kam der elsässische Herr mit seinem französischen Bekannten die Treppe herauf. Wir sprachen ein paar Worte miteinander. Da schob der Franzose seinen Uniformärmel hoch: An seinem Arm befanden sich gut zehn Armbanduhren. Er grinste und sagte: "Das sind alles französische Marken". Dieser Franzose sorgte dann dafür - weil sich sein Bekannter für alle Bewohner des Hauses dafür verbürgte, dass niemand in der Partei gewesen war und er vermutlich durch Gespräche mitbekommen hatte, wie unser aller Einstellung zum Dritten Reich war -, dass an unserer Haustüre eine Bescheinigung eines maßgebenden Offiziers angebracht wurde, dass wir nicht behelligt werden dürften.

Am andern Tag, ich sprach eben wieder mit der alten Dame auf dem Flur, kam ein Marokkaner mit gezogener Pistole die Treppe herauf. Er wollte in unser Zimmer, das ich verbotener Weise abgeschlossen hatte - es mussten ja alle Haustüren und sonstigen Türen offen bleiben. Ich schloss ihm dann auf, und er durchsuchte unser Zimmer, vermutlich nach versteckten deutschen Soldaten. Zum Glück sprach die alte Dame perfekt französisch. Nach dem ersten Schrecken sprach sie ihn dann an. Als er französische Worte hörte, strahlte er und fing an zu erzählen, dass er genug vom Krieg habe und wieder heim zu Frau und Kindern wolle. So ging diese Episode gut aus.

Eine unliebsame Begegnung hatten wir noch an einem der ersten Abende, Wir waren wieder alle zusammen in der Diele des ersten Stocks. Da kamen drei oder vier Soldaten mit Gewehr im Anschlag herein und verlangten Wein. Den erhielten sie auch, und dann stiegen sie die Treppen hinauf. Wir alle hinten dein, wollten wir doch sehen, was sie in den Wohnungen suchten, die Glastüren waren ja offen. Daraufhin bedrohten sie uns mit den Waffen und jagten uns zurück. Sie kamen aber bald wieder herunter und verließen das Haus, Doch dann ging draußen eine Schiesserei los. Wir legten uns auf den Roden, wussten wir doch nicht, was uns noch erwartete. Im Nachhinein denke ich, sie wollten uns nur erschrecken.

Im Allgemeinen hatten wir persönlich aber keine unliebsamen Erfahrungen mit der Besatzungsmacht. Nur ich hatte eine sehr unangenehme Begegnung. Ich musste etwas in der Universität erledigen und ging nachmittags die Belfortstrasse hinunter. Nirgends ein Mensch. Vor dem Casino, das zur damaligen Zeit ja Offizierscasino der Franzosen war, kam mir ein baumlanger Neger entgegen. Mir blieb fast das Herz stehen, ging doch das Gerücht um, Marokkaner und Neger der Besatzungsmacht würden sich an Mädchen vergreifen, sie verschleppen und die Kehle durchbeißen. Ich wollte ihm Platz machen und ging auf die Strasse. Da kam er auf mich zu und schlug mir mitten ins Gesicht. Seine Hand war so dreckig, dass seine fünf Finger noch auf meiner hellen Jacke abgebildet waren. Weiter ist mir nichts passiert, aber die Erinnerung ist auch heute noch sehr lebendig. Man hat viel Schlimmes gehört in dieser Zeit. Vergewaltigungen, Prügeleien, Wohnungsvertreibungen etc.

Aber es gab auch positive Begegnungen mit Franzosen. Meine Mutter hatte Anfang 1946 eine lebensgefährliche Operation. Sie lag in der Frauenabteilung des Diakonissenhauses - ein paar Tage nach ihrer Operation wurde abends eine Französin eingeliefert. Sie sah meine Mutter fast leblos im Bett und frug die Schwester, was meiner Mutter fehle und ob sie etwas für sie tun könne. Die Schwester sagte nur, wenn man meiner Mutter nur etwas Bohnenkaffee geben könnte, das Herz mache fast nicht mehr mit. Am selben Abend schickte die Dame ihren Mann noch nach Hause, um Kaffee zu holen. Und ich bekam jeden Mittag, wenn ich zu meiner Mutter kam, um sie zu füttern, das Mittagessen der Französin, die sich das Essen von zu Hause bringen ließ. Sie sagte mir, dass ihre Eltern durch Deutsche ums Leben gekommen seien, aber sie wolle nicht Böses mit Gleichem vergelten. Das sind Erinnerungen, die unauslöschlich eingegraben sind.

Und noch eine positive Erinnerung ist mir gegenwärtig. Wir konnten im Mai oder Juni 1945 unsere Möbel aus der alten Wohnung holen und zwei Mansarden und eine kleine Dachkammer im Elternhaus meiner Mutter beziehen. Unser alter Kohlenhändler lud unser Hab und Gut auf den offenen Kohlenwagen. Ecke Wenzinger- und Jännerstraße war noch eine meterhohe Panzersperre angebracht. Man kam also nicht durch und musste die Möbel durch den stark zerstörten „Luxhof“ – ein Restaurant - schleppen. Da kam eine ehemals russischer Kriegsgefangener, der vermutlich in einem Lager war. Der half uns die ganzen

Möbel. und was wir sonst noch hatten, aus der Wohnung zu holen und aufzuladen. Meine Mutter wollte ihm Zigaretten und Geld geben, aber er nahm es nicht an.

Dieser Mann hatte mit anderen Kriegsgefangenen kurz vor dem Angriff im Bahnhofsgelände Schutzgräben für Bahnbedienstete und Fahrgäste ausgehoben, Meine Mutter hatte manchmal meine kleine Schwester mit Zigaretten an das Gitter, welches das Gebiet abgrenzte, geschickt und ihnen diese zustecken lassen. Hätte das jemand, der uns nicht gut wollte, gemerkt, wäre meine Mutter eingesperrt worden oder Schlimmeres. Und dieser Russe war einer der ehemaligen Gefangenen.

Die kleine Dachkammer in der Dreikönigstrasse diente uns als Küche. Den Herd kanten wir anschließen, aber es gab kein Gas, und das Wasser war auf der Diele zu holen. Ich erinnere mich, dass meine Mutter jeden Morgen in den Sternwald ging, um Brennmaterial - Zweige, Tannenzapfen usw. - zu holen, damit wir den Herd feuern konnten.

1945 bekamen wir dann eine Notwohnung in der Zasiusstrasse. Vier Partien auf einem Stock mit einer Toilette, aber wenigstens hatten wir eine kleine Küche mit Wasser und Gas. Ein offenes Rohr war im Boden, das wir mit einer Blechschachtel abdichteten, nachdem wir eines Morgens Rattenlosung in der Küche gefunden hatten. Im Trümmerfeld des Nebenhauses rannten die Ratten herum. Es waren sehr bittere Jahre in jeder Beziehung.

Während des Krieges, eigentlich bis zum Schluss, waren die Lebensmittel Zuteilungen sehr knapp, aber direkt gehungert haben wir nicht. Der Hunger kam erst 1945 nach Kriegsende. Die Zuteilungen waren minimal. 1/3 Magermilch im Tag für meine kleine Schwester, Fleischmarken gab es 50 gr pro Person und Woche. Brot 200 gr pro Person und Tag. Klotziges Brot, die Zutaten waren nicht zu definieren. 200 gr waren gerade mal 5 cm lang. Ab und zu gab es mal eine Sonderzuteilung Linsen. Wir nannten sie die "motorisierten", da in fast jeder Linse ein Käfer war. Man hat sie verlesen, knipste auf die Linse, dann rannten die Käfer davon. Den Rest konnten wir kochen.

Als Salz gab es das so genannte Steinsalz, vollkommen verdreckt. Das kochte man mit Wasser aus, der Dreck blieb im Topf und das Wasser ließ man verdunsten und verwendete es als Salzwasser, oder es wurde auch kristallisiert.

Im Winter 1946/47 besorgte uns die Lebensmittelhändlerin, bei der wir unsere Lebensmittelmarken eintauschten, im Verborgenen einige Zentner Futterrüben. Zum Mittagessen gab es jeden Tag Rüben, klein geschnitten oder wie Sauerkraut eingeschnitten. Rohe Rüben aß man als Vesper. Ein großes Geschenk bekam ich an Weihnachten von einer Bekannten: ein Pfund gelber Rüben.

Wenn es auch im Allgemeinen verboten war zu hamstern, man ging eben doch aufs Land, um Kartoffel, Gemüse und Obst zu erbetteln. Manchmal lief man kilometerweit von Bauernhof zu Bauernhof. Viele

bittere Erfahrungen. Manchmal wurde man davongejagt oder es hieß: „Was habt ihr zum Tauschen?“ oder es hieß: „Jetzt fehlt uns nur noch der Perser im Saustall“. Wie demütigend als Bettler zu kommen.

Aber es gab auch Bäuerinnen, die hilfsbereit waren und einem manchmal etwas zu essen gaben, einen Teller Suppe oder ein Stück Kuchen. Ich erinnere mich u.a. an eine Denzlinger Bäuerin, eine herzensgute Frau. Sie gab mir einen Korb mit Mais, Brot, Gemüse und Äpfeln. Zu ihr fuhr ich dann jeden Samstag zum Putzen.

Holz gab es 2 Ster pro Familie. Ich hatte einmal zwei Männer organisiert, die mir die zustehende Menge fällte. Ich machte den so genannten Schlagraum, kleine Stämme und Reisig. Für die beiden Männer hatten wir wochenlang unsere Fleischmärkchen gespart, damit wir ihnen einen Braten mitgeben konnten.

In der Kirschenzeit waren die Züge zum Kaiserstuhl überfüllt mit Frauen, die Kirschen hamsterten. Wie oft ist es passiert, dass sie beim Hauptbahnhof ankamen und Franzosen dastanden, die ihnen die Körbe abnahmen - und oft leerten diese sie sogar aus. Ich erinnere mich, als ich einmal mit einem Korb Kirschen auf dem Heimweg war, wie der Zug beim Herdermer Bahnhöfle plötzlich hielt und ein Bahnschaffner durch den Zug rannte und rief: „Wer Kirschen hat, raus! Am Hauptbahnhof stehen die Franzosen“. Alles rannte davon.

In Gutach hatten wir, bevor wir zu meiner Schwester übersiedelten, etwas Gepäck zurück lassen müssen, da wir es nicht mehr schleppen konnten. Im November oder Dezember 1945 lieh ich mir einen Leiterwagen, packte meine kleine Schwester darauf und ging von Freiburg bis Gutach zu Fuß zu den Verwandten. Abends noch in Bauerhöfe, um etwas Kartoffel und Gemüse zu erbitten. Am andern Morgen ging es im strömenden Regen wieder zu Fuß nach Freiburg zurück. Auf dem Hin- und Rückweg immer die Angst im Nacken, hoffentlich werden wir nicht überfallen. Es waren ja viele undurchsichtige Menschen unterwegs. Ehemalige Fremdarbeiter, auch Marokkaner und der Weg nach und von Gutach waren ja nahezu menschenleer.

Etwas besser ging es uns persönlich ab Januar 1947. Wir konnten eine Cousine meiner Mutter in Amerika ausfindig machen, die uns Pakete schickte. Kleider, Lebensmittel und Kleinigkeiten wie Stopfgarn, Faden, Gummiband etc.

So konnte man doch Wäsche und Strümpfe ausbessern. Ich erinnere mich noch, dass ich Strümpfe, deren Fußlinge nicht mehr zu reparieren waren, in Streifen schnitt und damit andere ausbesserte. Ich habe heute noch den Schriftverkehr mit unseren Verwandten in Amerika und lese ihn noch manchmal mit Erschütterung. Spiegeln doch unsere Briefe das ganze Elend dieser Zeit, Hunger, Entbehren des Lebensnotwendigen und den Kampf ums Überleben. Es sind viele Erinnerungen, zu viele, um alle aufzuschreiben.

Und dann kam 1948 die Währungsreform und damit ging es trotz Trümmern und sparsamen Wirtschaftsjahren langsam wieder aufwärts.

Annemarie Wiegand